

Kritik in Kürze

Görners Romantik

Anthologien haben die lästige Eigenschaft, dass sie es niemandem recht machen. Zumal der Herausgeber einer Taschenbuchausgabe mit Gedichten einer gewichtigen, schwer begrenzbaren Epoche, der aus vollem Vorrat schöpfen kann, steht immer da wie ein Geizhals. Rüdiger Görner rechtfertigt seine Auswahl aus Gedichten der deutschen Romantik in einem informativen Nachwort. Fünf Themengruppen gliedern das Textmaterial: Sehnsucht und Traum, Naturgefühl und Wanderlust, Klang- und Liebeszauber, Lebenszeit und Alter, Dämmerung und Tod. Zustimmung verdienen der starke Anteil von Gedichten Wilhelm Müllers und die Würdigung der schwäbischen Dichter sowie E.T.A. Hoffmanns. Doch lässt sich fragen, ob die Grenzerweiterungen bis zu Hermann Kurz und Paul Heyse gehen müssen. Ich hätte mir stattdessen ein paar Textbeispiele von Wortführern der literarischen Romantik wie August Wilhelm und Friedrich Schlegel gewünscht (so schlecht sind sie auch als Poeten nicht). Zum Ausgleich für die vielen Gedichte mit Nacht- und Todesmotiven hätte sich Uhlands „Frühlingsglaube“ angeboten. Gut hat Görner daran getan, sich im Nachwort an keiner Globaldefinition von „Romantik“ zu versuchen, sondern Facetten anzudeuten, Erkennungsmerkmale wie frühe Vollendung, Minnesang ohne Höfe, Lieder von Waldesrauschen und vermaulten Jahreszeiten, Entdeckung des Unbewussten und immer wieder Musik in sich tragende und nach Musik rufende Poesie. Manchmal allerdings, so scheint es, musiziert diese Poesie über Erfahrungen hinweg, die etwa im siebzehnten Jahrhundert tiefer erlebt wurden. („Zu den Sternen fliegen“. *Gedichte der Romantik*. Ausgewählt und herausgegeben von Rüdiger Görner. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2008. 191 S., br., 6,90 €.) WHi.

Farbenfroh

Er sei ein Story-Schreiber, der gelegentlich Romane verfasste, nicht umgekehrt, sagte William Trevor über sich selbst. Was ihn an den Kurzgeschichten am meisten reize, sei die Tatsache, dass er sie beim Scheiben mit einem Blick umfassen könne. Trevor war Bildhauer, bevor er zur Schriftstellerei fand. Vielleicht verdankt er dieser Arbeit seine Gabe des Beobachtens und den Blick fürs Detail. Mit „Geborgtes Glück“ erscheint ein Band mit vier Kurzgeschichten. Darin gibt es keine farblosen Protagonisten. Allen Personen verleiht Trevor unverwechselbare Eigenschaften, macht sie zu Unikaten. Dennoch sind es keine Helden. Sie alle sind Briten oder Iren und somit Landsleute Trevors, der in diesen Tagen achtzig wird. In der verarmten irischen Provinz lässt er „Die Handtasche von Colette Nervi“ spielen. Im Zentrum steht die behinderte Dolores, die fürchtet, dass ihr die körperliche Nähe zu einem Mann verwehrt bleibt. Der Bauernsohn, der sie schließlich doch heiratet, beschließt sie mit Diebesgut, wozu sie schweigt – ebenso wie der britische Tourist Normanton in der Erzählung „In Isfahan“. Von der Britin, die er auf einer organisierten Stadtrundfahrt in Persien kennenlernt, bleibt ihm nur die Erinnerung. Es gibt bei Trevor keine plötzlichen Wendungen, erst recht nicht zum Guten. Dadurch überrumpelt er den Leser. (William Trevor: „Geborgtes Glück“. Die schönsten Erzählungen. Aus dem Englischen übersetzt von Hans-Christian Oeser und Thomas Gunkel. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2008. 128 S., geb., 12,- €.) amue

15 „Hast du es am Strand gefunden?“ „Es hing an einer Tangpflanze.“ Ich gab Sonja mein Vergrößerungsglas, und sie suchte, suchte genau, selbstverständlich wußte sie, was im Bernstein gefunden werden kann, und als hätte sie es erwartet oder erhofft, stellte sie fest: „Ja, Christian, da ist etwas drin.“ Das Glas wanderte hin und her zwischen uns, unsere Suche war erfolgreich, wir bestätigten den Erfolg: „Ein Käfer, Christian, ein kleiner Käfer!“ Und ich ergänzte: „Auch eine Mücke, beide haben nicht aufgepaßt, als die Harzträne hinabrollte, und jetzt werden sie für immer drinbleiben im Bernstein.“ Das genügte ihr, sie gab sich zufrieden mit meiner Erklärung, mehr als die gefangenen Insekten interessierte sie das Photo von Stella und mir, sie nahm es in die Hand: „Deine Lehrerin, nicht?“ „Ja, Sonja, Frau Petersen, meine Lehrerin.“ Lange erwog sie, was das Photo preisgab, plötzlich fragte sie: „Habt ihr euch lieb?“ „Warum fragst du?“ „Wenn ihr euch liebhabt, wirst du bestimmt versetzt.“ „Ich schaffe es auch so“, sagte ich. „Bald werde ich sie auch als Lehrerin haben!“ „Du kannst dich darauf freuen, Sonja, denn der Unterricht bei ihr macht Spaß.“ „Und wenn sie hier wohnt: Darf ich euch dann auch besuchen?“ „Immer, du darfst immer zu uns kommen.“ Sie dachte darüber nach, ich zweifelte nicht, daß sie mehr fragen wollte, so sehr beschäftigte sie mein Verhältnis zu Stella, doch dann wurde sie gerufen, ich erkannte sofort die Stimme der Mutter, eine schneidende, unsympathische Stimme, die, wie ich manchmal dachte, selbst die Wasservögel in der Bucht beunruhigte. Ich dankte Sonja für den Bernstein und versprach ihr, ihn neben dem Photo liegenlassen.

Literatur

Räumliche Unzucht mit 140 Sachen!

Kann man den Plan einer Rennstrecke als Liebesbrief lesen? Man kann. Alessandro Baricco bündelt die Kinetik von Geschwindigkeit, Krieg und Sexualität in einem beeindruckenden Roman.

Wie kann die langsame Sprache des Romans sich gegen den Film und seine schlagenden Bilder behaupten? Gewiss, das Buch ist überall bereit. Doch ohne wirksame Effekte kann es nicht eigentlich gegen die Unterhaltungsformate, sondern nur mit ihnen, als Mittel zum Zweck, tun. Aus ihrem Milieu ist ein Medienartist hervorgegangen, der sich, etwa mit „Die Seide“ (deutsch 1997), weltweit, auch in Deutschland, einen Namen gemacht hat: Alessandro Baricco.

Jetzt ist sein jüngstes Buch in deutscher Sprache erschienen: „Diese Geschichte“, auch dies in Italien (und Spanien) bereits ein Bestseller. Ganz offensichtlich gibt Baricco dem Leser, was heute des Lesers ist. Das lässt – zunächst – nicht unbedingt tief blicken. Denn der Appetit wird mit deftigen Grundnahrungsmitteln der Belletristik gestärkt, raffiniert als erzählerische Event-Gastronomie aufgeboten.

Als ob es Krisen, Selbstzweifel und Freitodreflexe des Romans nie gegeben hätten – hier wird mit Wollust fabliert; der tote gesagte Held kehrt in einer prall gefüllten Geschichte mit neuen Abenteuern wieder, episch weit in die Welt hinausgeschickt, in Bann grausam-schöner Wunder der modernen Technik; verstrickt in ewig junge Kämpfe um Liebe und Tod, Sex und Gewalt, brutalen Krieg und große Historie. Es ist, als wollte Baricco den mittelalterlichen Spielmann wiederauferstehen lassen. An Virtuosität jedenfalls fehlt es ihm nicht: Sein Philosophiestudium hat er mit Adorno abgeschlossen; er war Musik- und Kunstdrektator, moderiert im Fernsehen populäre Kultursendungen, rezitiert auf Lesungen die „Ilias“ (und „Moby Dick“) und betreibt seit 1994 eine Schule für kreatives Schreiben aller Art.

Kreativ setzt er deshalb auch seine Wirkmittel ein. Erste Maßnahme: Er spielt sie dort aus, wo sie ihm schon historisch entgegenkommen, in der großen kultgeschichtlichen Erregung zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, gleichermaßen als Aufbruch und Untergang des Abendlandes empfunden. Geschichten brauchen Gesichter: Libero Parri und sein

Sohn Ultimo (der Letztgeborene). Sie sind gezeichnet von der fatalen Macht der Modernität. Zunächst kommt der neue Dämon aus Metall über sie, das Auto. Die Geschwindigkeit wirft sie aus der Bahn; ihr Lebensgefühl wird velozifiziert. Libero verkauft seine sechsundzwanzig Stück Vieh und eröffnet eine Garage, obwohl es noch so gut wie keine Autos gibt. Doch die Panne eines reichen Grafen führt zwei Motorverrückte zusammen. Sie fahren Rennen, teilen sich das Fahrzeug (und die Frau) und zahlen den Preis dafür: ein Unfall tötet den Grafen, verstümmelt Libero. Baricco zieht durchaus Seitenblitze mit ins Spiel: auf Scorseses Kinofilm „The Aviator“ und das 1. Futuristische Manifest seiner umstürzenden Autofahrt.

Selbst die dort beschworene Wiedergeburt des Menschen aus dem Geist der Maschine kehrt, subtil vertieft, wieder. Mit der Unabwendbarkeit eines Schicksals fährt er

ahnens: Wie wäre dieses neue wilde Tier zu bezähmen? Und die Antwort. Die Lösung liegt nicht im Auto, sondern auf der Straße.

Dann: Schnitt; Erster Weltkrieg, die andere große historische Deviation der Epoche. Baricco tut ein Übriges: Er zeigt ihn von seiner verherenden, meistens unterdrückenden Seite, dem Zusammenbruch der italienischen Armee bei Caporetto; 300 000 Gefangene, zahllose Tote am Isonzo, übersetzt in die bewegende Geschichte eines Vaters, der das Drama rekonstruiert, warum sein Sohn, Hauptmann, als Deserteur erschossen wurde. Dieser, Ultimo (!) und ein Dritter hatten nichts anderes versucht, als im allgemeinen Zerfall der Front, Feind- und Geländeordnung wieder Raum – zum Leben – zu gewinnen. Vergleichlich. Sie verlieren sich in Tod, Gefängnis und Exil. Da ist sie wieder, Ultimos Romanfrage, in historischer Großaufnahme: wie in einer aus der Bahn gerate-



Auch in der Urzeit der Autorennen musste man Kopf und Kragen riskieren: hier der Start auf der Berliner Avus 1921. Foto SV Bilderdienst

auch in Ultimo, den Jungen, der, aber anders als die anderen, den „goldenen Schatten“ hat. Deshalb geht er mit dem heiligen Ernst eines Erwählten auf ihn ein. Im Bild des Vaters nimmt er den Rausch der Geschwindigkeit auf; im Rennfahrer, wohin das führt: zu geradezu räumlicher Unzucht, mit 140 km/h die Fesseln der Langsamkeit zu sprengen; um jeden Preis sich die Weite der Erde untertan zu machen – ein tödlicher Wahn. Da lässt der Erzähler den Jungen die Frage dieses Romans schlechthin

nach: Welchen Weg finden? Wieder Schnitt; spießige amerikanische Provinz, nach der geschichtlichen nun Schauplatz vehementer sentimental Unwegsamkeiten. Elizaveta, russische Prinzessin, Opfer der Oktoberrevolution, zieht durchs Land und vertreibt einfache Steinway-Pianos, inklusive Klavierunterricht. Ein italienischer Kriegsflüchtling, Ultimo, assistiert ihr. Ihre gegenseitige Anziehungskraft ist ebenso groß wie die Scheu, sie zu bekennen. Was folgt, ist eine Hommage an den

Tages ist er verschwunden. Sie werden sich niemals wieder sehen, aber doch niemals voneinander lassen können. Und hier beginnt die Geschichte hinter dieser Geschichte. Die Kinetik von Geschwindigkeit, Krieg und zuletzt Sexualität reißt die Figuren gänzlich über äußere und innere Grenzen hinaus, in die Anderwelt der Phantasie. Dort herrschen umstürzend andere Gesetze. An ihnen führt Baricco eine verdeckte Ermittlung zu Lust und Lust der Kreativität. Elizaveta überschreitet die

man „Das Ministerium für besondere Fälle“, macht das Gegenteil: Er raubt ihnen die Identität. Denn auf dem alten jüdischen Friedhof von Buenos Aires misst er die Namen der Zuhälter, Huren und Ganoven von den Grabsteinen, die durch eine Mauer abgetrennt von den ehrwürdigen Toten ruhen, beauftragt und entloht von den Nachkommen, die um ihre Reputation fürchten.

Plötzlich bricht das Unkalkulierbare brutal in Kaddischs Leben hinein, verliert seine Welt jede Verlässlichkeit. Vor seinen Augen wird sein Sohn Pato im Jahr 1976 von Männern in grauen Anzügen aus der Wohnung verschleppt und verschwindet spurlos in der undurchdringlichen Maschinerie des Unrechtsstaates. Die argentinische Militärdiktatur führt einen „schmutzigen Krieg“ gegen die eigene Bevölkerung, im ganzen Land werden Menschen entführt und ermordet.

Pato ist ein Junge wie viele andere: ein Collegestudent, der von der Revolution träumt, mit seinen Freunden herumhängt, ab und zu einen Joint raucht, wie ein Kind weint, als er von der Polizei ohne Ausweis aufgegriffen wird, und seinen Vater von ganzem Herzen verachtet. Kaddisch und Lillian kämpfen darum, dass das Leben ihres Sohns nicht aus der Erinnerung gelöscht wird. Im „Ministerium für besondere Fälle“, wo sie immer wieder vorsprechen, gibt niemand zu, dass Pato jemals existiert hat. Kaddisch möchte ihn zurückgewinnen, ihn wenigstens beerdigen, sollte er tot sein. Im Gedanken an seinen Sohn erfüllt er endlich die Bestimmung, die ihm sein Name auferlegt.

„Das Ministerium für besondere Fälle“ ist eine großartige Parabel auf den Kampf des Einzelnen gegen eine diktatorische Staatsmacht und über den Versuch, die

Würde zu bewahren, wenn man nicht mehr Herr seines Geschiecks ist. Den Glau-ven an die Berechenbarkeit der Welt ent- hält Englander als aufgeklärte Fiktion – und beschwört gleichzeitig den Trost der Tradition. Kaddisch kämpft, klagt und fügt sich in sein Schicksal wie ein moder- ner, hart geprüfter Hiob, der zwischen den Splittern seiner zerbrochenen Wirklich- keit ausharrt.

Auf einen harten Realismus hat Englan- der bei seiner Auseinandersetzung mit den Greueln der Militärdiktatur verzich- tet. Hinter der Geschichte Argentiniens unter der Junta eröffnet sich ein weiter, aus der reichen jüdischen Überlieferung schöpfer Raum des Imaginären, der auch im Tonfall des jungen, 1970 in New York geborenen Autors nachhält: Ganz ohne Eitelkeit entkleidet er seine Stimme ihres individuellen Klangs und lässt sie

gewählt worden, sondern nach stillschwei- gender Übereinkunft unserer Hafenkapitän war. Er, der Hafenkapitän, hatte nur Au- gen für den Segler, er brauchte nicht zu er- raten, was die Besatzung vorhatte. Als hät- te er Anweisungen zu geben, sprach er halblaut vor sich hin, empfahl oder warnte: „Nehmt das Großsegel weg, kommt mit Motorkraft rein, lasst die Fock stehen, al- lein die Fock, bleibt draußen, lasst den Ank- ker fallen.“ Er sprach es gegen den Wind, fluchte mitunter, stöhnte, begleitete jede Phase des Manövers, ich stand knapp hinter ihm, ich spürte eine Angst aufzukommen und mit der Angst einem unbekannten Schmerz. Es war nicht auszumachen, wer auf der Polarstern am Ruder stand, an Deck waren mehrere Gestalten zu erkennen. Einmal drohte sie querzuschlagen, doch ein mächtiger Windstoß brachte sie wieder auf Kurs, und es sah so aus, als könnte der Segler den Hafen in tollkühner Fahrt gewinnen, doch plötzlich hob sich das Schiff, hob sich dort, wo wir die letzte Last der Steine versenkten hatten, eine uner- wartete Kraft riß es über das Hindernis hinweg, „Idioten“, schrie Tordsen, „ihr Idioten“; er und wir mußten zusehen, wie der Bug eintauchte und gleich wieder hochgeworfen wurde, sich einen Augen- blick zu schützeln schien und sich dann schräg legte und auf die steinerne Wand der Hafeneinfahrt zuschnellte, abermals hochgedrückt wurde und gegen die Stein- wand krachte. Der vordere Mast brach und schlug aufs Deck auf, schwankte seit- lich aus und riß zwei der Gestalten von Bord, schleuderte sie in den Spalt zwis- chen Steinwand und Bootskörper. „Die werden zerdrückt“, rief Tordsen und be- fahl mir: „Los, Christian, abstimmen, hilf ihnen beim Abstimmen.“

Fortsetzung folgt

SIEGFRIED LENZ

Schweigeminute

Novelle

Hoffmann und Campe · 2008

sie mir erließ. Aufmunternd sah er mich an, stieß mich in die Seite und sagte mir: „Komm“, und wir gingen von Bord und den erlaufenen Weg nach Hause, beim Schuppen legte er mir eine Hand auf die Schulter und ließ sie dort liegen, bis wir vor unserer Tür waren. Anscheinend fiel ihm hier wieder ein, was ihn beschäftigte und was er regeln mußte, wir gingen zurück zum Schuppen, er zog mich hinein, und stumm gingen wir zu der Leiter, die auf einen kleinen eingezogenen Boden hinaufführte. In diesem Augenblick wußte ich, worauf er aus war; hinter altem Tauen und Netzen und Bambusstangen war mein Versteck, das er entdeckt hatte und dessen angehäuften Dinge er erklärt haben wollte. Ein paar Konservendosen lagen da, zwei Tüten Mehl, Trockenobst, Nüdeln, auch Schiffszywieback. Wer das hier sah, mußte annehmen, daß ich auf große Fahrt gehen wollte. Mein Vater wies auf das heimlich zusammengetragene Vorratslager, und mit gespielter Bewunderung sagte er: „Das reicht für eine Weile, ich meine, für einen eigenen Haussstand.“ Diesmal fiel mir eine Antwort ein, ich erzählte ihm, daß wir auf eine große Klassenreise gehen wollten. Mein Vater wies auf das heimlich zusammengetragene Vorratslager an. Ich zweifelte nicht, daß das Schlauchboot von einer unterlaufenden Welle angehoben wurde, als er den Außenbordmotor neu einstellen wollte, er kippte ins Wasser, und nun schwamm er, schwamm, während das Schlauchboot immer noch Fahrt machte, aber keinen ge-

radlinigen Kurs einhielt, sondern sich in Kreisen um den Schwimmer bewegte, in weitläufigen, mitunter in engen Kreisen. Bei dem Versuch, die ringförmige Leine des Schlauchboots zu fassen, geriet der Schwimmer in Gefahr, unter Wasser gedrückt zu werden, er tauchte dann seitlich weg, manchmal mußte ich glauben, das Boot habe es auf ihn abgesehen und machte Jagd auf ihn, er rettete sich dann mit hastigen Schwimmstößen.

Plötzliche Böen kündigten schweres Wetter an, einer der ersten Fischkutter, die von der See heimkehrten, drehte bei und nahm Frederik an Bord und das Schlauchboot in Schlepp, alle Kutter strebten in die Sicherheit des Hafens. Die Zuschauer auf der Brücke verließen sich, im Kaffeegegen des Seeblick bargen Kellner Sonnenschirme und Tischtücher und Girlanden, auch zwei Hochseukettner kamen herein, die draußen nach Dorsch gefischt hatten. Lang hereinrollende Wellen der See warfen sich auf, hoben sich wie unter einem Griff, bevor sie zusammenstürzten und die Wucht ihres Sturzes ahnen ließen. Die Wolken, dunkel, zerrissen, trieben niedrig. Auf einmal sah ich ihn, auf einmal sah ich den Zweimaster draußen, der in unsere Bucht hineinkreuzte, stetig kam er auf bei steifem Nordost. Obwohl ich den Namen nicht lesen konnte, wußte ich sofort, daß es die Polarstern war und daß sie Stella nach Hause brachte, zu mir brachte. Nach einem erkennbaren Schlag lief sie einen Moment vor dem Wind energisch und mit vollen Segeln, es gab keinen Zweifel, daß sie den Hafen ansteuerte. Ich sprang von der Brücke auf den Strand und lief am Strand entlang zur beobachteten die Heimkehr der Kutter, unter ihnen alte Tordsen, der weniger bestellt oder